

(Nachdruck verboten.)

41]

## Der Baumeister.

Roman von Felix Holländer.

„Kann mir's denken . . . , brauchst Dich nicht zu entschuldigen! . . . . Uebrigens gratuliere ich Dir herzlich! Ich habe mich aufrichtig gefreut! . . . Das Haus ist 'ne Leistung! Gut ab vor Dir! Du kannst zufrieden sein! So 'ne einstimmige Anerkennung ist wohl nicht bald dagewesen!“

„Bist Du gestern drin gewesen?“

„Selbstverständlich!“

„Und was hast Du für einen Eindruck gehabt?“

„So schlecht, wie die Blätter es machen, finde ich es nicht! — Du lieber Gott, Ihr könnt doch von Shakespeare nicht gleich 'ne Mustervorstellung bieten! . . . . Außerdem geht das Dich ja nichts an! . . . .“

„Mehr als Du denkst, Drenkwitz!“

„Was Du sagst! — Bist Du denn bei dem Theatergeschäft beteiligt?“

„Man sagt.“

„Hätte ich an Deiner Stelle nicht getan! Na, ich will nicht Nachschuß blasen!“

Er blickte ihn von der Seite flüchtig an.

„Du siehst überarbeitet aus!“

„Ich bin es auch!“

„Mußt was für Dich tun!“

„Wenn das so leicht wäre! Fürs erste kann ich überhaupt nicht abkommen!“

„Das ist Unsinn! Wenn man so 'ne Riesearbeit hinter sich hat, muß man neue Kräfte sammeln! Du bist ja gottlob 'n freier Mensch!“

Kessler lachte bitter auf.

„Die Freiheit möchte ich niemandem wünschen!“

„Du, höre mal —, Du gefällst mir nicht! Was ist denn mit Dir los? . . . .“

„Gar nichts . . . , nur erschöpft bin ich . . . , furchtbar müde!“

„Gm — glaub's schon! . . . . Was macht denn Deine Kleine! Bist Du noch mit ihr zusammen?“

Kessler stutzte.

„Wie kommst Du plötzlich darauf?“

„Entschuldige —, ich habe mir nichts weiter dabei gedacht . . . . So 'ne Frage liegt doch nahe . . . .“

„Es geht ihr leidlich gut,“ antwortete Kessler, schwer atmend.

Drenkwitz verabschiedete sich. Er hatte es eilig . . . . Beim Weggehen sagte er: „Wenn Du Dich mit mir mal aussprechen willst . . . , Du weißt ja, wo ich wohne!“

Kessler nickte.

### Neunundzwanzigstes Kapitel.

Frenzel hatte recht behalten. Das „Meerleuchten“ war mit Banken und Trompeten durchgefallen. Das Publikum hatte sich gegen den Beifall der Claque gewehrt und wie besessen gezielt. Die Kritiken, die auf diese zweite Premiere folgten, waren für das junge Unternehmen geradezu verderblich. Und die Folge davon war, daß schon in den nächsten Tagen der Prachtbau öde und verlassen dalag und vor total leerem Hause gespielt wurde.

Steinert war geknickt.

Man hatte an Frenzel geschrieben und um neuen Zuschuß gebeten. Das Betriebskapital war aufgezehrt, denn der bei weitem größte Teil war ja in den Klengsten und Nöten, mit denen man gerungen, als Baugeld verwendet worden.

Die Hoffnung, mit Hilfe täglicher Kasseneinnahmen sich über Wasser zu halten, war längst als trügerisch erkannt worden. Man war nicht mehr imstande, das elektrische Licht zu bezahlen und das Theater zu heizen.

Von der Elektrizitätsgesellschaft wurde gedroht, daß die Anlagen zerstört werden würden, wenn man die eingegangenen Verpflichtungen nicht erfüllte.

Am einem Abend war es passiert, daß die Kohlenwagen wieder abfahren, weil die Rechnung nicht beglichen wurde.

Ein neues Stück konnte nicht herausgebracht werden, weil es an dem nötigen Gelde für die Dekorationen fehlte.

Der Erste stand vor der Tür, an dem die Gagen bezahlt werden mußten. Im Theater sah man nur Trauermienen, und in den Zeitungen begann von den üblen Verhältnissen des Hauses bereits dieses und jenes durchzusickern.

Und nun erschien Frenzel wieder auf der Bildfläche.

Er tat steif und förmlich und ließ sich von Steinert die Geschäftsbücher vorlegen.

Er gab sich den Anschein, als ob er über die Verhältnisse vollkommen im unklaren wäre. Er erkundigte sich nach den Betriebsgeldern und warf Steinert nur einen vernichtenden Blick zu, als dieser berichtete, sie seien nicht mehr vorhanden. Er würdigte ihn keines überflüssigen Wortes.

Die Prüfung der Bücher dauerte zwei volle Stunden. Frenzel machte sich eingehende Notizen.

Dann verabschiedete er mit einer kurzen Bewegung Herrn Steinert und ließ den Baumeister rufen. Aber statt seiner erschien bleich und verstört unangemeldet Herr Freitag auf der Schwelle, der mit drohender Stimme Kessler zu sprechen verlangte.

Frenzel lud ihn zum Sitzen ein.

Der Rittmeister schüttelte stumm den Kopf.

Ein paar Minuten später kam Kessler.

Und nun spielte sich eine erschütternde Szene ab.

Der Alte wollte sich auf den Baumeister stürzen, aber als er dicht vor ihm stand, ließ er den bereits erhobenen Arm sinken und fing wie ein Kind bitterlich zu weinen an. Und unmittelbar darauf stieß er ein heiseres Lachen aus und begann die tollsten Dinge zu erzählen, in die kein Sinn und Zusammenhang zu bringen war.

„Der Mann ist verrückt geworden!“ konstatierte Frenzel lakonisch; „man muß ihn sofort in seine Wohnung schaffen! Das könnte uns noch fehlen, daß man ihn vom Theater aus in die Anstalt brächte . . . . Ich danke für das Geschrei, das die Zeitungen erheben würden! . . . .“

Als Kessler Miene machte, Freitag in seine Wohnung zu schaffen, meinte Frenzel kategorisch:

„Das kann Steinert mit Hilfe des Theaterdieners ebenso gut besorgen. Dazu reichen seine Fähigkeiten hoffentlich noch aus! . . . . Wir beide haben wichtigeres zu tun.“

Als sie allein waren, stellte er sich an die Tür und sagte mit merkwürdiger Betonung:

„Ich möchte wissen, ob Sie über den Stand der Dinge genau orientiert sind!“

„Ich weiß nur, daß wir keinen Pfennig mehr besitzen,“ antwortete Kessler dumpf.

„Und kennen Sie die Art der Geschäftsführung?“ fragte er scharf.

„Ich habe von kaufmännischen Dingen, wie Sie wissen, nicht die leiseste Ahnung!“

„Ich will mich kurz fassen, mein Lieber! Sie werden zunächst Steinert sofort mitteilen, daß er mit dem heutigen Tage entlassen ist . . . .“

„Dazu fehlt mir der Mut! Ich soll den Mann Knall und Fall auf die Straße setzen, weil wir Unglück gehabt haben? — Das können Sie unmöglich von mir verlangen! . . . . Wie könnte ich einen derartigen Schritt begründen? . . . .“

„Begründen ist sehr gut! . . . . Der Herr soll froh sein, daß wir ihn nicht vor den Staatsanwalt bringen! Hundert Gründe für einen würden sich finden! Der Staatsanwalt braucht sich bloß diese Bücher hier anzusehen, um für eine Anklage, die sich gewaschen hat, überreiches Material zu finden!“

Kessler starrte es vor den Augen.

Er häuete seine Hände schwer auf den Tisch.

„Wollen Sie damit sagen,“ brachte er mit stockender, unsicherer Stimme hervor, „daß mir ohne Ihre Hilfe das gleiche Schicksal wie Steinert blühen könnte? . . . . Daß ich unter Umständen neben ihm auf der Anklagebank Platz nehmen müßte? . . . .“

„Mein verehrter Herr Baumeister — die Dinge liegen in der Tat sehr ernst und sehr traurig. Hier ist mit einem unverantwortlichen Leichtsinne gewirtschaftet worden! . . . . Dieser Steinert ist ein Abenteurer, der va banque gespielt und Sie mit hineingerissen hat.“

„Ich möchte wissen, welches Interesse Sie daran haben,

mir zu helfen. Ihr Geld ist an allererster Stelle eingetragen. Sie laufen also in keinem Falle Gefahr . . .“

„Haben Sie mich für so undvorsichtig gehalten,“ unterbrach ihn Frenzel, „daß ich mein Vermögen zum Fenster hinauswerfen würde? . . . Es handelt sich in der That augenblicklich nicht um mein Risiko — ich bin Gott sei Dank einigermaßen gedeckt — sondern um Ihre Zukunft, Herr Baumeister, und dann darum, ob ich eventuell geneigt sein würde, neue Gelder einzuschließen, um das Theater vor dem Krach zu bewahren.“

Er machte eine kleine Kunstpause.

„Sie haben vollkommen recht,“ fuhr er alsdann fort, „daß ich mich nur aus sehr zwingenden Gründen dazu entschließen könnte.“ Und in kühlem geschäftsmäßigem Ton fügte er langsam, die Silben gleichsam dehnend, hinzu: „Ich glaube bemerkt zu haben, daß Sie meiner Tochter eine gewisse Neigung entgegenbringen, die, wie ich anderseits weiß, von Seiten meines Kindes erwidert wird.“

Ein ohnmächtiger Zorn bemächtigte sich Keflers. Er wollte aufstehen und diesen Durcheinander, der seiner Meinung nach all sein Unheil verschuldet hatte, an der Kehle packen, aber sein ganzer Körper war wie gelähmt . . . Er rang nach Worten . . . seine Zunge schien wie festgewachsen. Tausend wirre Gedanken jagten in diesem Augenblick durch sein Hirn.

Frenzel hatte offenbar auf eine Erwiderung gar nicht gerechnet. Er zog sich gemächlich seinen Pelz an und setzte sich den Zylinder auf. Und zur Thür sich wendend, sagte er:

„Ich will Sie natürlich nicht beeinflussen! — Ueberlegen Sie sich ungestört in den nächsten zwei Stunden meine Vorschläge . . . Um die Zeit etwa komme ich wieder — ich werde veranlassen, daß sich Herr Steinert dann ebenfalls hier einfindet.“

Den Kopf leicht neigend, verließ er das Zimmer.

In sich versunken brütete Kefler vor sich hin. Nirgends sah er einen Ausweg.

Von Frenzels langer Rede klang ihm nur ein Wort in die Ohren, das er überdeutlich hörte — das ihn mit Messerschärfe traf. Und dieses Wort hieß: der Staatsanwalt . . .

Wenn er Glück hatte, war es Drenkviß, der die Sache zur Bearbeitung erhielt.

Die Scham wollte ihn verzehren. Er stöhnte jammervoll in sich hinein.

Er sah, wie Drenkviß' Züge sich kummervoll verzerrten, je mehr er sich in das umfangreiche Material vertiefte. Er las bereits die Zeitungen, die spaltenlang über Baumeister Keflers Glück und Ende berichteten.

Er sah Grete Anders, die die Hände rang und lautlos ihren Schmerz niederzuzwingen versuchte. Er sah, wie ihre reine Seele still verblutete.

„Ich will nicht! Nein, ich will nicht! . . .“ stieß er wie ein Verzweifelter hervor.

Vor dem Klang der eigenen Stimme schrak er zusammen.

Er blickte sich schein um . . .

Nein — niemand hatte ihn gehört.

Und auf einmal kam ihm ein rettender Gedanke: Die Augen schließen — die Zähne aufeinanderbeißen — ein Ende machen!

Ein Frösteln überlief ihn.

Nein — dieser Abgang war zu kläglich. — Das durfte nicht das Ende vom Liede sein!

Doris Frenzel tauchte vor ihm auf.

Er sah ihre leuchtenden, dunklen Augen und ihre braune, glänzende Haut. Er fühlte, wie sie sich an ihn schmiegte und in seinen Händen willenlos war.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Thedje Kieslings Diamant.

Autorisierte Uebersetzung aus „Lit-Bits“.

Der alte Seebär blickte verächtlich auf meinen Tabaksbeutel, aber er nahm trotzdem einen außerordentlichen Posten, rollte ihn zu einem kunstgerechten „Priemtje“ zusammen und steckte ihn hinter die „Kufen“. Dann begann er sein Garn:

„Wierzig Jahre lang bin ich zur See gefahren, und als 'ne Regel hab' ich gefunden, daß die Seelente 'ne ganz verträgliche Sorte Menschen sind. Aber dieser Thedje Kiesling, von den ich jetzt erzählen will, war 'ne Ausnahme; kein Mensch, wenn er nicht taubstumm war, hätte mit den zwölf Stunden zusammenleben können, ohne daß er das Verlangen gehabt hätte, ihn den Hals umzudrehen.

Da war nich viel an ihn zu sehen — 'n großer, plumper Kerl — aber seine Zunge, die tat es. Nicht daß seine Redensarten ungewöhnlich schlecht für'n Seemann waren — ich bin mit Leute gefahren, die ein Loch durch die dickste Bohle fluchen konnten, wenn sie richtig ärgerlich waren — aber er hatte das 'raus, die Leute ihre schwachen Stellen 'rauszufinden und dann fortwährend daran 'rumzusticheln.

Eines schönen Tages fehlte ihn was aus seiner Kojе und er beschuldigte Georg Lapper, daß er's genommen hätte, und als Georg ihn, höflich genug, sagt, daß er 'n Lügner wär', sagte er: „Ich hab' auch nie nich die Wahrheit zu hören erwartet von'n Mann, der einen nich mal g'rade ins Gesicht sehen kann.“ Und Georg — der so schrecklich schielen tat, daß, wenn er geweint hätte (was ich ihn aber nie nich tun sah), die Tränen ihn höchstwahrscheinlich den Rudel 'rumtergelaufen sein würden — war natürlicherweise wütend. Und nachdem spielt er immer wieder darauf an. „Frisz,“ sagte er denn se recht tutig, „ich glaube, Georg lude nach Dich.“

Da war noch 'n anderer, auf den er's immer besonders abgesehen hatte, und das war Klaus Dabelstein, der sicherlich die schönsten roter Haare hatte, die ich all mein Tage gesehen hab'. Thedje nannte ihn „Feuerlopp“, und stand immer da und lude ihn an und hielt seine Hände über die Augen, als wenn die Blut von Klaus seine Haare ihn blenden tät. Klaus wurde der reine Schatten vor Kerger und Nachdenken, was er Thedje wohl für'n Namen geben lönn'. Sie waren in dieselbe Wache, und wenn es ihre Zeit unter Deck war, und sie gerade einschlafen wollten, dann rief Thedje: „Feuerlopp, ich wollt', Du decktest Dich was über'n Kopp; ich kann nich schlafen mit'n Licht ins Zimmer.“

Und nun erst Peter, der schwarze Koch, den wir an Bord hatten. Den machte Thedje ganz verrückt, daß er immer so tat, als wenn er alles schmutzig machte, was er anfachte, indem daß die schwarze Farbe von ihn abfärben tät. Einmal, als Peter zufällig gegen ihn stieß, zeigte Thedje auf die schwarze Schmiere auf seinen Hemdärmel und sagte: „Da, kuck Dir das mal an, Du Schmutzfinz; warum wäschste Dich nich?“ Jederein, der kein Rigger war, hätte sehen können, daß die Schmiere Leer war und 'ne Wache alt, aber Peter war so erschrocken, daß er direkt hinging und ein Bad nahm, was, wie ich sagen muß, sonst nich gerade seine starke Seite war.

Es war in Sydney, daß Thedje an Bord kam, für die Heimreise, und die Brigg war noch nicht lange unter Segel, hatte er es fertig gebracht, sich bei jedenein unbeliebt zu machen. Er schien 'r sich aber nig aus zu machen, sondern fuhr fort mit seine häßlichen Schnadercielen, erst eine und denn 'ne andere. Die Geschichte wurde so schlimm, daß bei die Zeit, daß der alte Rahr in Sicht von Kapstadt kam, mehr als einer in Thedje seine Wache war, der ihn gern aus reinem Pläster umgebracht hätte, und er kriegte 'nen deutlichen Wink, daß er, wenn er keine Lust hätte, beim ersten Sturm über Bord zu fallen, man lieber Urlaub an Land nehmen sollt' und denn das Schiff verpassen.

Na, wir alle dachten, er hätt' sich das gemerkt, denn er nahm Urlaub und ging an Land. Zwei Tage lang sehen wir nig nich von ihn, und die Ruhe war einfach himmlisch, und denn, gerade bevor, daß der Anker gelichtet werden sollte, kam er an, flehelig wie immer.

„Du solltest wirklich lieber unter Deck bleiben, Feuerlopp, wenn wir im Hafen sind,“ sagte er, „die Leute an Land dachten, das Schiff brennte, bis ich sie von Dein Leuchtfeuer erzählen tat.“

Klaus sagte keinen Ton nich, aber ich sah, wie er Georg zunickte, dann kam Peter da längs, und natürlich hatte Thedje auch für ihn was.

„Sah 'ne Masse von Deine Brüder an Land, Peter,“ fing er an. „Da is 'ne geweihte Wand in 'r Stadt mit'n langen, schwarzen Streifen darauf, und man hat mich erzählt, daß der von die faulen Rigger kām', die sich den ganzen Tag da anlehnten und nach Arbeit ausludten.“

Peter gab ihn auch keine Antwort; kuckte bloß Klaus und Georg an auf 'ne Art, daß ich sicher war, da war was Schlimmes in'n Wind für Thedje. Aber er schien nig zu merken — lachte los mit so'n verrücktes, ekelhaftes Kichern, das, nach seine Zunge, das unangenehmste an ihn war.

Gut, die nächsten Tage waren still und es passierte nig. Thedje war so ruppig wie immer, aber es sprach sich allmählich 'rum — von Heim Peter ging's aus, den einzigsten in 'r Wache, der noch mit ihn sprechen tat — daß wir alle in 'nen großen Irrtum waren. Wie Heim sagte, wär' Thedje wirklich 'n nobler Kerl, trotz seine Schwäche für persönliche Redensarten, woran er seit seine Geburt gelitten hätte, ja, noch mehr, er hätte all die Zeit die Absicht, uns recht was gutes zu tun.

„Er sagte es mich im Vertrauen und ich weiß nich recht, ob ich's weitersagen darf,“ sagte Peter. „Aber, als er an Land war in Kapstadt, lief ihn 'n betrunfener Kaffer über 'n Weg, der in die Diamantenselder gearbeitet hatte, und Thedje kaufte ihn 'nen großen Diamanten ab — bezahlt ihn hundert Raaf dafür, sagt er.“

„Hundert auf 'n Kopp wohl eher,“ sagt Klaus. „Ich möcht' der Kaffer nich sein.“

„Auf jeden Fall hat er den Stein, und 'n schöner Stein is es, denn ich hab'n gesehen,“ sagt Heim darauf. „Und die Hauptsache is, wenn er'n in Hamburg verkauft hat, will er jeden in seine Wache was davon abgeben.“

Natürlich glaubte kein Mensch was davon, und wie sagten Heim, er sollt' seine Bisage mal auslocken und sehen, ob sie denn nich 'ne

andere Farbe kriegte; aber den nächsten Abend bestätigte Thedje selbst die Geschichte.

„Ich wollte Euch alle damit überraschen, aber wo Sein geschwächt hat, kann ich's ja selbst schon sagen,“ sagt er. „Wie der Nigger zu den Stein kam, weiß ich nicht; wahrscheinlich hat er'n gestohlen, aber das geht mir nix an. Ich hab' ihn all meine Ersparnisse dafür gegeben — hundert Mark — und hier is er.“

Damit zog er 'ne kleine Holzschachtel aus seine Tasche und darin lag auf 'n bißchen Watte 'ne trübe, graue Art von Kieselstein ungefähr wie die Größe von 'n Tonpfeifenkopf.

„Numreichen will ich ihn lieber nicht, im Fall, daß ihn einer von Euch verliert,“ sagt er und läßt wieder sein eckhaftes Lachen los.

„Sieht man wenig nach 'n Diamanten aus,“ sagt Klaus und setzt, ohne nachzudenken, hinzu: „da is ja kein Feuer in.“

„Er is genau so, wie er aus 'r Erde kommt; wenn er erst geschliffen is, wird er mehr Feuer haben, als Du in Dein Haar, und 'nen ganzen Posten schöner aussehen,“ sagt Riesling, und man sah Klaus das an, daß es ihn leid tat, daß er den Mund aufgemacht hatte.

„Natürlicherweise wird er 'n gut Teil kleiner sein, wenn er geschliffen is,“ fuhr Thedje fort. „Ich hab' den zweiten Steueremann so im allgemeinen über Diamanten ausgefragt, und nach dem, was er sagt, da kann dieser hier so zwischen hundert- und zweihunderttausend Mark wert sein, und vielleicht noch mehr.“

Au rissen die Leute aber die Augen 'n bißchen auf, und mehr als einer davon dachte, daß Thedje doch trotz allem ein ganz famozer Kerl war.

„Was willst Du damit machen, Thedje?“ fragt einer.

„Ich hab' gedacht, ich wollt' 'ne große Kneipe kaufen,“ war die Antwort, und einige von uns malten sich gleich 'n Bild von unbeschränktem Freibier aus.

„Dann mußt Du aber jemand haben, der Dir dabei helfen tut,“ sagt Christel Schmidt, der nie nüchtern war, wenn er an Land war.

„Wenn Du gedacht hast, Dich um den Posten zu bewerben, denn kannste Dich die Mühe sparen,“ sagt Riesling. „Wirtschaften brauchen keine rote Lampe; Du solltest lieber Deine Nase an 'ne Unfallstation vermieten.“

Christel wollt' eben seine Meinung von Thedje in seine gewöhnliche bilderreiche Weise ausdrücken, als ihm der Diamant einfällt, und er noch rechtzeitig seinen Mund zumachte.

„Zu eins hab' ich mich schon fest entschlossen, und das is, daß ich Euch alle von meine Wache traktieren will,“ fährt Thedje fort. „Wir wollen 'ne ordentliche Bierreise machen, sobiel wie jeder trinken will, und dann für jeden 'ne kleine Ueberraschung, die ich aber noch für mich behalten will; Ihr werdet's nicht eher gewahr werden, als bis die Zeit da is.“

„Wo willstie denn den Diamanten verstauen, Thedje? Er sollt' an 'nen sicheren Platz sein,“ sagt Georg.

„Am sichersten wird er bei mich selbst sein, sollt' ich meinen,“ antwortet Riesling.

„Aber Du kannst doch am Ende mal über Bord fallen. Denk doch bloß mal, was das für 'n Verlust sein würde,“ sagt Georg und schießt nach Klaus hin.

„Ein Verlust für Euch, aber, wo ich denn extrunken sein werd', weiß ich nicht, ob ich davon graue Haare kriegen werde,“ antwortet Thedje.

„Angenommen, daß Du nu an Bord stirbst, wer kriegt denn den Diamanten?“ fragt Hein.

„Denn kriegen ihn die Fische, denn ich werd' ihn über Bord schmeißen, wenn ich in den letzten Bügen liege,“ sagt Riesling prompt.

Gut, das gab den Ausschlag, und da die anderen Leute anfangen, eine Art Bestherinteresse an den Stein zu nehmen, so nahmen sie Klaus und Georg und Peter beiseite und machten ihnen klar, wie notwendig es war, daß Thedje am Leben blieb.

Für den Rest von die Reise hat Thedje das bequemste Leben, das Sie sich nur denken können. Er wurde so aufgepaßt, als wenn er ein zartes Kindlein war. Wir machten den Köppen weiß, daß er sich eins von seine Weine gequatscht hätte und es ging immer einer von uns für ihn den Rast. Wir gaben ihn das Beste von unsere Kost, aus Angst, daß seine Gesundheit Schaden nehmen könnt, und wenn er nahe an die Reeling ging, stand immer einer von uns parat, ihn zu greifen, im Fall daß sich das Schiff plötzlich auf die Seite legen sollte. Wenn er über Bord gefallen war, glaub' ich, wäre die ganze Wache hinterher gesprungen. Und dabei war er so scharf wie immer; aber wir schludten alle seine Bekleidungen runter, als wenn's Komplimente wären. Es war aber 'ne harte Zeit, und es war etwas ganz gewöhnliches, zu sehen, wie Georg oder Klaus oder Peter — die am meisten zu Leiden hatten, wegen ihre natürlichen Gaben, so zu sagen — über die Reeling hingen und Dampf abließen. Es wurde so schlimm, daß selbst Hein froh war, als wir in Hamburg ankamen.

Wir waren mit acht Mann in Thedje seine Wache außer ihn, und sobald als wir abgehauert waren, ging er mit uns in 'ne große Wirtschaft, wo er ein Stubzimmer mietete und erst mal 'n Faß Bier und 'ne Kiste Stimmstengel bestellte für 'n Anfang.

„Nu,“ sagte er, als wir es uns alle recht bequem gemacht hatten, „müssen wir uns über den Verkauf von den Diamanten klar werden. Das is nicht so leicht, als es aussehn tut, denn wenn

ich hingeh, wie ich bin, und einen Stein, wie diesen hier verkaufen will, denn würde das allerlei dumme Fragens geben, und meine Geschichte würde mich kein Mensch glauben. Kann einer von Euch 'nen guten Vorschlag machen?“

Wir konnten's nicht, denn wir hatten nie an irgend welche Schwierigkeit gedacht, und nach 'ne ungemütliche Pause fragte Sein Thedje, ob er selbst keinen Plan hätte.

„Ja, das hab' ich wohl, aber ich dachte, vielleicht hättet Ihr einen besseren,“ sagte Thedje. „Mein Plan is, daß ich mich anziehe wie 'n Patentfahle, Plättkemd, Cylinder, Bratenrod, und denn 'nen Wagen nehme und nach 'nen Juweller fahre. Wenn ich ordentlich ausgefragt bin und viel Geld zeigen kann, glaub' ich, werden sie wohl keine Fragens stellen. Das einzigste is, es wird 'nen ganzen Posten mehr kosten, als ich habe, um die Sache richtig zu deckeln, aber ich will Euch sagen, was ich tun werde. Wenn Ihr mich das Geld vorschließen wollt, Leute — ich werde wenigstens achthundert Mark gebrauchen — will ich Euch das zehnfache zurückbezahlen, wenn der Diamant verkauft is. Einen anständigeren Vorschlag kann ich doch wohl nicht machen?“

„Und wer weiß, ob Du dann wiederkommst?“ fragte Georg.

„Gör 'mal zu,“ sagt Thedje und dreht sich nach ihm um. „Du kannst noch zurücktreten, wenn Du Lust hast; wenn nicht, denn denk daran, wen sein Bier Du trinkst. Ich wollte gerade diesen Punkt klarstellen,“ fährt er fort. „Während ich die Sachen kaufen geh, will ich Euch den Diamant als Sicherheit hier lassen, und wenn ich wiederkomme, können zwei von Euch mitgehen, wenn ich ihn verkaufe.“

Das schien anständig genug, und das Geld war bald zusammen, denn die Schanze, tausend Mark für hundert zu machen, bietet sich 'n Seemann nicht oft. Thedje holte die Schachtel 'raus, zeigte uns den Diamant darin und stellte sie denn auf ein Wort.

Wenn ich in drei Stunden nicht wieder da bin, ist er Euer,“ sagt er und grinst dabei. „Ich hab' Mittagessen bestellt und Ihr könnt so viel zu trinken haben, wie Ihr wollt. Wenn's Euch zu warm im Zimmer wird, laßt Klaus sein Kopp zur Fenster 'raus stecken.“

Na, wir hatten denn Mittagessen, und 'n gutes dazu. Mit die Weile, daß wir damit fertig waren, waren zwei Stunden vergangen, ohne 'ne Spur von Thedje. Sein meinte, vielleicht war' er übergefahren und einige von die Leute sahen ganz vergnügt aus bei den Gedanken.

„Wenn er nicht zur rechten Zeit zurück is, denn is der Diamant unser, er hat's selbst gelagt,“ sagt Georg. „Zehntausend für jeden, wenigstens. Es war' ihn ganz recht geschehen, wenn wir gar nicht auf ihn warteten; er würd' uns nie wiederfinden.“

„So 'ne Schanze kriegen wir nie wieder,“ sagt Klaus, der wohl an Thedje seine Abschiedsworte dachte.

Aber die anderen sagten, sie wollten keinen faulen Kram, und so sahen wir denn und kuckten die Uhr an, bis nur noch 'n paar Minuten an die Zeit fehlten. Kein Mensch dachte an Bier, selbst Christel Schmidt nicht; jeder von uns horchte nach Thedje, aber er kam nicht, und endlich war die Zeit um. Eine Minute lang konnte sich keiner bewegen, und dann sprang Georg nach das Wort, riß die Schachtel runter und schwenkte sie in 'r Luft.

„Er is unser. Er is unser!“ schreit er, und wir stellten uns alle um ihn.

„Nimm Dich in acht, daß Du 'n nicht fallen läßt, Du Hansarr!“ kreischt Sein.

„Das macht nix, wenn er's tut; nix kann 'nen Diamant kaputt brechen, Du Torflopp,“ sagte Klaus. „Den kannstie auf 'n Ambos legen und mit 'n Hammer drauffschlagen.“

„Wirklich?“ sagt Georg. „Na, hier is die Probe,“ und bevor, daß einer von uns ihn stoppen konnte, hatte er den Diamant auf den Fußboden gelegt und stampfte mit 'n Fuß drauf. Georg seine Füße müssen ursprünglich für 'nen viel größeren Mann bestimmt gewesen sein, und, um die Sache noch schlimmer zu machen, hatte er seine schweren Seefüßel an. Wir hörten einen knirschenden Ton, und als er seinen Fuß aufhob, war der Diamant 'n kleiner Haufen Pulver.

„Da hast Du die Bescherung,“ sagt Sein.

„Oder wir, meinstie wohl,“ fährt Georg und bußt sich und hebt was vom das Pulver auf. „Das is Glas, weiter nix, und wir haben ihn achthundert Mark dafür bezahlt. Diez war seine kleine Ueberraschung. O, wenn ich ihn jetzt bloß hier hätte,“ und er langte aus und stieß in die Luft.

Na, das war klar genug, daß wir reingelegt waren, und wenn wir daran denken taten, wie wir uns mit den Lumpen die halbe Preise angestellt hatten, seine Arbeit getan und ihn gefüttert wie 'n Preischwein, dann gib't gar kein Wort, um unsere Gefühle zu beschreiben. Für die nächsten zehn Minuten war das Zimmer wie 'n Käfig mit wilden Tieren, außer daß die Tiere so schnell redeten, daß sie sich gar keine Zeit ließen, Atem zu holen. Mitten in dem Kabau kam der Wirt 'rein, der das Stampfen gehört hatte, und fragte, ob wir mehr Bier wünschten, und die Luft war so dick, daß er nicht durch's Zimmer sehen konnte.

„Bier?“ schrie Georg. „Blut woll'n wir haben — Thedje! Riesling sein Blut!“

Wieviel der Wirt davon hörte, weiß ich nicht, aber er lief 'raus und kam gleich mit 'n Bettel wieder, den er Klaus gab, der sich ganz schwach gestucht hatte und gegen die Wand lehnte.

Klaus warf nur einen Blick drauf und denn saul er in

nen Stuhl und fing von frischem an; er konnt' keine neuen Worte finden, aber er brauchte all die alten noch mal und brauchte sie in 'ne neue Reihenfolge. Als die anderen fanden, daß der Zettel die Rechnung war für die Zimmermiete, das Mittagessen und all die anderen Sachen, die wir gehabt hatten — der gemeine Kerl hatte selbst das nicht bezahlt — folgten sie Klaus sein Beispiel. Einige von die Redensarten waren so kräftig, daß Sie fast Ihren Hut daran hätten aufhängen können, und was die Kulör betraf — na, der Wirt sagte, er hätt' nun dreißig Jahr seine Wirtschaft in die Hafengegend, aber er hätt' noch nie was gehört, was diese Wortmalerei nahe kommen tät. Natürlich, es blieb uns nir über, als zu berappen, und dann gingen wir los und suchten Thedje Kiesling. Aber wir haben ihn nie gefunden! —

## Kleines feuilleton.

tg. Echte Trauer. „Denk' Dir, August, der Rudolf ist tot!“ Frau Krösel hielt ihrem Mann ein Zeitungsblatt hin.

Der wandte sich ein wenig auf seinem Schneidertisch: „Rudolf? Rudolf? Ach so! Das ist ja Dein nobler Bruder.“

Sie sah ihn vorwurfsvoll an: „August! Er war garnicht so! Er nicht.“

„Ne.“ Krösel lächelte spöttisch. „Bloß hergetraut hat er sich nicht, weil sie 's ihm verboten hat. Na, und er war ja so artig! So g e r n artig!“

„August! nem Toten soll man nichts Schlechtes nachreden.“

„Ne. Aber nachlügen braucht man ihm auch nichts. Und die Wahrheit können sie nicht mitbegraben, die — Bagage, die! Die Hand mit der Nadel fuhr erregt hoch.

„Mein Bruder war er.“ Der Frau liefen ein paar Tränen über die Wangen. „Und im innersten Herzen ist er nie schlecht gewesen. Heute wird er begraben. Ich geh hin nach 'm Kirchhof und bring'n 'n Kranz.“

„Was? Wo sie Dir nicht mal 'ne Todesanzeige geschickt haben? Wo sie uns einfach links liegen lassen und Du's man zufällig durch 'ne alte Zeitung erfährst?“

„Wegen der andern geh ich ja nicht.“ Sie überlegte einen Augenblick. „Ne, August, ich muß! Mein Bruder war's und ich kam nicht anders.“

Er sah sie an. „Na, wenn Du's nicht über's Herz bringst. — Aber haste denn was anzusehen?“

„Das schwarze Kleid von Muttern ist doch noch da. Und 'n bißchen Krepp liegt auch noch wo. 's wird schon gehn.“ Sie sah nach der Uhr. „Aber 's ist ja die höchste Zeit! Ich muß machen, wenn ich noch zurecht kommen will.“ Sie eilte hinaus.

Krösel stichelte weiter. Und er dachte daran, daß der Gestorbene sich seit seiner noblen Hochzeit immer fern von ihnen gehalten, weil sie arm waren; und daß die neue Verwandtschaft es an Beweisen ihres Hochmuts nicht hatte fehlen lassen. Gequält hatte er sich nicht weiter darum. Aber er setzte auch keinen Zylinderhut auf um einen, der ihn im Leben nicht kennen wollte.

Seine Frau trat wieder herein: „Bin ich so gut, August?“

Er musterte sie flüchtig. „Für meine Leiche wärs gut genug. Ob für die — ich weiß nicht. Aber Du kannst bei dem feuchten Wetter doch nicht in der bloßen Taille gehen! Nimm Dir wenigstens 'n Umhang.“

„Ich hab doch man bloß den gelben.“

„Dann nimmste eben den gelben!“ Und als sie zögerte, sprang er vom Tisch, holte den Umhang und legte ihn ihr um: „Wär ja noch schöner! Sieh die Schwindjucht holen, was?“

„Wenn's man nicht auffällt.“

„Dann fällt's auf! Ist auch noch so!“

Sie ging feufzend, kaufte einen einfachen Blattranz und fuhr mit der Elektrischen hinaus. Kam gerade zurecht, als die Equipagen vorgefahren waren, und der Trauerzug sich durch das Friedhofstor in Bewegung setzte. Sie schloß sich hinten an. Die Uebrigen merkten es erst, als vor der Kapelle ein kleiner Aufenthalt entstand. Stießen sich an und flüsterten: „Wer ist denn das?“

Achselzuden ringsherum und neugierige Blicke.

Ein großer Herr in tadellosem Schwarz trat auf sie zu: „Sie sind wohl falsch hier, Frauen?“

„Ne. Es ist doch mein Bruder. Dort steht ja seine Frau. Wird er noch mal aufgemacht?“ Sie schluchzte. „Ich möcht'n so gern noch mal sehn.“

Der Schwarze zuckte die Achseln und entfernte sich.

Frau Krösel versuchte, zu ihrer Schwägerin zu kommen, um ihr einige Worte des Beileids zu sagen.

„Man nicht so drängeln“, murkte einer.

„Wer ist denn die bloß?“

„Angeblich 'ne Schwester von Rudolf“, erklärte der Große.

„Auch 'ne Verwandtschaft!“

„Diese Taktlosigkeit — mit 'm gelben Umhang!“

„Hat vielleicht keinen andern.“

„Dann bleibt man eben zu Hause!“

Die Frau des Gestorbenen wurde blutrot unter ihrem schwarzen Wittwenschleier und wollte die Schwägerin nicht sehen. Aber die war schon neben ihr und drückte ihr weinend die Hand.

„Ach Du, Grete.“ Ganz obenhin. Dann ein Blick auf den Umhang. „Aber wie kannst Du denn —“

Frau Krösel hörte nichts mehr. Die Tür der Kapelle war geöffnet worden. Dort lag der tote aufgebahrt. Sie drängte als eine der ersten hinein und wollte, laut weinend, den kleinen Kranz auf das Fußende legen.

Hart wurde ihre Hand zurückgestoßen. Die Schwägerin stand neben ihr: „Das läßt Du!“ Ein blühender Blick.

Und jemand sagte halblaut: „Ganz recht. So 'nen Fünfgroschen-Kranz!“

„Aber 's ist doch mein Bruder!“ schluchzte Frau Krösel.

„Weinen tut sie auch, als ob sie allein hier wäre,“ ließ sich eine andere Stimme vernehmen.

„Ja. So wird Trauer markiert.“

Dann sprach der Pastor. Die allgemeine Entrüstung versteckte sich hinter Taschentücher und Hüte. Die Mienen wurden feierlich. Bis die Träger zum Sarge griffen.

Frau Krösel wollte nicht dahinter bleiben. Aber ihre Schwägerin nahm sie beim Arm: „Mach Dich doch nicht fortwährend so unfällig!“ Ein allgemeines Beifallsgemurmel stimmte ihr zu. Einige lachten ärgerlich: „So eine Dreifigkeit!“

Und ehe die Zurechtgewiesene eine Antwort gefunden, sah sie sich schon wieder an das Ende des Trauerzuges gedrängt. Als letzte ging sie hinterdrein. Als letzte warf sie Kranz und Erde hinab.

Sie stand noch an der Gruft, als die anderen sich schon allmählich entfernten, da trat die Schwägerin noch einmal an sie heran. Ihre Stimme bebte vor Wut: „Das hast Du ja ausgezeichnet gemacht! Recht feierlich soll's werden, deshalb hab' ich Euch schon gar keine Anzeige geschickt. Und nun kommst Du einfach hierher und störst die ganze Feierlichkeit! Jawohl, die ganze Feierlichkeit war hin! Bloß wegen Deinem gelben Umhang und Deinem lauten Weinen! Das soll wohl echte Trauer sein, was? Hahaha! Echte Trauer in Gelb! Fein!“

Sie rauschte davon.

Frau Krösel sagte nichts. Sagte auch zu Hause nichts. Aber ihr Mann merkte doch etwas. Dann mußte sie's erzählen.

Er nickte dazu, lachte sogar und meinte: „Ja, siehste Grete: einer hat die Trauer in sich, 'n anderer hat sie an sich. Die echte, das ist die, die der Schneider macht. Ich weiß es, denn es ist mein Sach. Aber um die Bagage meß ich mir keinen Rock an!“ —

## Humoristisches.

— Jubel verlangt. Vätermeister (zum Gelegenheitsdichter): „Ich möchte gern zur Hochzeit meiner Tochter ein Gedicht bestellen; sie heißt Amalie und er Paul. Können Sie es nicht so einrichten, daß sich ihre Namen reimen?“ —

— Ein Musikalischer. „Meine Frau besteht darauf, daß unser Moisl's Geigenpiel lernt. Da ist ihr nichts zu viel, — die Stund' kostet sie zehn Mark!“

„Herrschast! . . . Für so einen Duben tät's doch die Hälfte!“

„Ja wissen Sie, der Lehrer kostet auch nur die Hälfte; die anderen fünf Mark krieg' Ich als Schmerzengeld!“ —

— Raib. Frißl (der ein Mikroskop geschenkt erhielt, vor anwesender Gesellschaft): „Ach, Papa, sei so gut und fang' Dir einen Floh, ich möchte ihn mir durch's Mikroskop anschau'n!“ —

(„Fliegende Blätter.“)

## Notizen.

— Georg Meides vieraktige Tragikomödie „Schusselchen“ ist im Verlag von Schuster u. Löffler, Berlin, als Buch erschienen. —

— Der Schwäbische Schillerverein hatte eine Ausgabe sämtlicher Dramen und Gedichte Schillers zum Preise von 1 M. veranstaltet. 45 000 Exemplare waren in kurzer Zeit verkauft, 55 000 Exemplare mußten nachgedruckt werden. —

— Die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart hat die Memoiren des verstorbenen Reichskanzlers Hohenlohe erworben. —

o. Die spanische Akademie veranstaltet eine Volksausgabe des „Don Quixote“; 60 000 Exemplare werden umsonst verteilt. —

— Von den angekündigten Dramaturgischen Blättern (Herausgeber Karl Ludwig Schröder in Wien) ist das 1. Heft, eine Doppelnummer von 48 Seiten, erschienen. —

— Eine allgemeine nationale Schiller-Ausstellung findet vom 9. bis 15. Mai in sämtlichen Räumen des Goethe-Schiller-Archivs in Weimar statt. —

— Ermanno Wolf-Ferrari, der Komponist der „Neugierigen Frauen“, hat eine neue Oper: „Die vier Grobiane“ geschrieben. —

— Willroiders Kolossalgemälde „Nach der Sintflut“ ist von der Mainzer Galerie angekauft worden. —

— Den alten Papst-Palast in Avignon will man in ein Museum für religiöse Kunst umwandeln. —

— Auf der Disco-Insel bei Grönland wird eine wissenschaftliche Station angelegt. Es sollen arttische Forschungen betrieben werden. —

— Eine neue Art von Orchideen (Wastard) ist in England gezüchtet worden. Für ein Exemplar werden 100 000 Mark verlangt. —